

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

5] Von Maria Konopnicka.

„Still, Ihr Vengel!“ donnerte sie Maczuski an, der sich umgewandt hatte.

Aber bald darauf vertiefte er sich in ein Gespräch mit dem phlegmatischen Fedorenko, der, ein Kleinrusse, jedes Wort wie Bech auseinanderzog; während seine Hand mit der Pflife, die ihm der Magistratsdiener angeboten, auf halbem Wege zur Nase innehielt.

Hanka war es, als müsse dies in alle Ewigkeit so bleiben.

Sie schloß halb die Augen und zog die Arme in die Höhe, wie um sich vor dem Hieb eines Beils zu schützen. Ihr braunes Gesicht wurde in diesem Augenblick noch brauner.

Inzwischen schlug es zwölf, und aus der nahegelegenen Schule drang ein Haufe lärmender Kinder. Sofort hatten sie erraten, was hier vorging, und die Knaben schlossen sich ohne Zögern dem von Vicek improvisierten geräuschvollen Chor an, während die Mädchen am Rande des Trottoirs mit aufgesperrten Mäulern stehen blieben und Hanka unverwandt anstarrten. Sie machten über sie Bemerkungen, lachten, stießen einander mit ihren mageren Ellenbogen an und suchten sich gegenseitig auf den Fahrweg hinabzudrängen.

Hanka stand inmitten dieses Lachens und dieses Lärms, gebückt unter ihrem großen Tuch. Sie fühlte, daß an ihr gleichsam etwas erstarrte und zu Stein wurde, dann wieder war es ihr, als ob sie in die Erde hineinwüchse. Sie wollte sich bewegen, aber ihre Beine waren schwer wie Holzklöbe. Ohnehin durfte sie nicht fort, sie wartete auf ihren roten Paß, den Maczuski und Fedorenko kommentierten, indem sie ihn mit der vom Herrn Sekretär ausgestellten Schrift verglichen.

Endlich faltete der Polizist den Paß zusammen, reichte ihn dem Mädchen und bedeutete ihr, daß sie sich entfernen könnte. Noch immer in gebückter Haltung wandte sie sich um und ging das erste Gäßchen entlang, daß sie traf. Die lärmenden Kinder liefen noch eine Zeitlang hinter ihr her, dann wurde der Lärm schwächer, bis er in der stillen Luft verklang. Sie aber ging und ging, bis das Gäßchen sie in das freie Feld hinausführte. Dann blieb sie verwundert stehen.

Wohin? Zu wem? Wozu? Das wußte sie nicht. Sie hatte die Ohren voll Sausen und einen zerrütteten, schweren Kopf.

Wald aber erlangte sie das Bewußtsein ihrer Lage wieder.

In der Stadt mußte sie bleiben, beim Magistrat sich binnen drei Tagen melden und dann einen Dienst suchen. . . . Sie drückte in der Hand ihren ersten Paß. Wer wird sie mit einem solchen Paß nehmen wollen? Wer ins Haus lassen? Auch zum Waschen wird man sie nicht nehmen, denn sie könnte ein Kleid mit Besatz stehlen und Strümpfe. . . .

Hieran blieben ihre Gedanken haften. Das Denken war überhaupt für sie eine schwere Arbeit. Dann redete sie die Glieder unter dem Tuch, sie verspürte Hunger.

Sie griff in den Busenschlit. In dem grauen kleinen Tuch, das sie dort verwahrt hatte, waren noch einige Dreier gewickelt. Im Kerker hatte sie beinahe nichts verdient, sie lag krank, die Krankheit verschlang alles, was in dem Buch angeschrieben ward. Hier (Gulden) hatte man ihr eingehändigt, als man sie entließ.

Sie blickte sich um, niemand war da. Sie holte einige Kupfermünzen hervor, wickelte den Paß ein und kehrte langsam in die Stadt zurück.

„Liebe Frau,“ hob sie schüchtern und ängstlich an, vor einer Bäckerbude stehen bleibend, wo sie einige Semmel bei der dicken Verkäuferin einhandelte, „Liebe Frau, könnten Sie mir nicht irgend eine Dienststellung empfehlen?“

„Warum nicht, mein Fräulein? Einen Dienst kann man immer finden. Was ist das? Sind Sie soeben von einer Krankheit aufgestanden? Sind Sie nicht von hier? Was?“

„Nein.“

„Von wo denn?“
„Ich . . . ich bin aus Warschau.“
Die Verkäuferin streckte den Kopf aus der Bude heraus und musterte das Mädchen aufmerksamer.

„Sie sehen aber sehr jämmerlich aus. Was verstehen Sie denn zu machen?“

„Ich kann kochen, waschen . . .“

„Haben Sie hier keine Familie, oder was?“

Die grauen Augen der Verkäuferin drückten Argwohn aus. „Vielleicht aber . . . man kann ja nicht wissen, und wer sich selbst behütet, den behütet Gott, vielleicht sind sie gar verheiratet?“

Hanka senkte den Kopf.

„Et, mein Fräulein, wenn so, wozu haben Sie da den Leuten den Kopf zu verdrehen? Ich möchte selber ein ordentliches Mädchen ins Haus nehmen. Arbeit würde sich schon für sie finden; im Haus ist gottlob Arbeit genug, aber ich müßte rein von Sinnen sein, wenn ich eine Verschiette nehmen sollte. Im Namen des Vaters und des Sohnes! . . . Da kommen Sie bei mir schön an. Ja, glauben Sie denn, daß bei mir in der Wohnung vier nackte Wände stehen, daß ich einen Dieb ins Haus lassen sollte? Mein Fräulein, bei mir giebt es Bettzeug für vier Personen, Stissen, die drei Kubel kosten, bei mir giebt es Kasserollen, bei mir giebt es allerhand Hausgeräte, in der größten Ordnung. Da kann ich, mein Fräulein, nicht den erstbesten Hergelausen ins Haus nehmen, ich muß ein Mädchen haben, wie es sich gehört, eine anständige, die man unter den Leuten kennt. Ja, so, mein Fräulein. Da sind Sie an die Rechte gekommen. Hier drehen sich die Verschietten wie die Hunde herum. Und wer wird sie in den Dienst nehmen, auch wenn sie umsonst gehen sollten? Nicht einmal ein Jude. Ein jeder hütet sich, so gut er kann, mein Fräulein, denn einen häuslichen Dieb kennt man ja nicht. . . .“

Hanka wandte sich stillschweigend zum Gehen. Plötzlich hatte sie allen Appetit verloren. Der Budenbesitzerin aber schoß inzwischen ein neuer Gedanke durch den Kopf.

Die Kolascuska, die Schlächtersgattin, suchte eine Dienstmagd. Möchte die eine Diebin ins Haus nehmen, das dünne Weib! Bläht sich, thut großartig, und keiner weiß warum. Jetzt wollte sie aber mit einer Dienstmagd alle aus dem Felde schlagen . . . Das wäre die richtige Dienstmagd für sie . . .

„Fräulein, Fräulein! Warten Sie mal!“
Hanka wandte sich um und blieb stehen.

„Treten Sie nur etwas näher.“

Das Mädchen schritt zurück.

„Da, unweit, im zweiten Haus,“ sagte die Budenbesitzerin im Flüsterton, „wohnt die Janowa, die Vermieterin. Sie werden schon finden. Ich weiß, daß sie für die Schlächtersfrau eine Magd sucht. Gehen Sie hin, vielleicht gelingt's.“

Hanka küßte der Frau die Hand.

„Ich danke, liebe Frau.“

„Was ist da zu danken. Da ist nichts zu danken. Gehen Sie mit Gott.“

Die Janowa, die grade beim Geschirrwaschen war, empfing Hanka auf eine Weise, die ihr die besten Hoffnungen weckte. Gestern hatte ihr eben die Frau Apotheker gesagt, daß sie sogar eine Verschiette nehmen möchte, wenn sich nur ein stilles und arbeitsames Mädchen fände, denn es war mit diesen Weibsbildern nicht mehr auszuhalten. Kaum daß eins eine Woche oder vierzehn Tage verbleibt, dann ist gleich nichts daraus. Man kann denen gar nichts mehr recht machen. . . . Freilich suchte auch die Schlächtersfrau ein Mädchen, aber eine Dame ist immerhin eine Dame. Das ist was ganz andres, bei einem Gewerbetreibenden zu dienen, als bei einem Herrn . . .

Hanka sagte Mut.

„Reine liebe Frau Janowa, meine süße! Wann könnten wir also hingehen?“

„Ja, nun, da giebt's nichts aufzuschieben. Binden Sie mir meine Schürze um, und nehmen Sie dies Tuch vom Kopf, damit Sie etwas ordentlicher ansehen. Sobald ich mit dem Schauern fertig bin, gehen wir gleich.“

Eine halbe Stunde später waren sie in der Apotheke.

„Bitte, gnädige Frau!“ rief die Janowa und küßte der Apothekerin unter unaufhörlichen Verbeugungen die Hand. „Ich empfehle Ihnen eine neue Köchin.“

Die Frau Apothekerin, eine sehr hohe, sehr gelbe und sehr magere Person, war kurzichtig. Sie blinzelte mit den Augen und streckte den Hals vor. Das Verhör begann.

„Woher ist die denn? . . . Wo hat sie bisher gedient?“

Die Janowa trat näher an sie heran, reckte sich auf den Beinen zu ihrem Ohr hinauf und fing an, mit jener für die kleinstädtischen Verhältnisse so bezeichnenden Vertraulichkeit ihr etwas zuzusüstern.

Aber die Dame sprang zurück, indem sie ihre mageren Hände wie zum Schutze vor sich ausstreckte.

„Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will nicht!“ stieß sie schnell hervor, mit den Händen suchtelnd, und zog sich zur Thür zurück.

Aber die Janowa gab sich so schnell nicht verloren.

„Gnädige Frau haben aber gestern gesagt . . .“

„Gesagt hab' ich schon, das stimmt. Aber damals wußte ich noch nichts. Aber da ist inzwischen eine schöne Geschichte diese Nacht bei Rastierers geschehen . . . Was, weiß denn die Janowa nicht, daß diese Kubisiakowna die ganze Wäsche gestohlen hat und durchgebraunt ist? Hat die Janowa noch nichts davon gehört? Die ganze Stadt ist ja in Aufruhr!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Auf sehr billige und schnelle Weise kann man in diesen Tagen eine Reise durch sämtliche Zonen der Welt unternehmen. Man hat nichts nötig wie sich eines kleinen Influenza-Anfalls zu bedienen, der gegenwärtig ohne Mühe und Kosten zu beziehen ist. Dann vermag man sich vollkommen durch die Klimate der Erdkugel hindurch zu fühlen. Der Kopf glüht in tropischer Hitze, erscheint geradezu am Äquator angebumden. Und das siedende Hirn treibt spukhafte Gewächse, wie sie die südafrikanische Centralzone ansbrütet: Disteln mit Blüten, groß wie das höchstbesteuerte Warenhausfenster, mit Bajonettedornen gespidt; und man bildet sich ein, man müsse eine von diesen Äquatordisteln lebendig, ungehackt und ungelocht, aus Versehen heruntergeschluckt haben: das schmeert nun inwendig ein wenig.

Darß man so mit dem bratenden Kopf die Erde in der angeschwollenen Mitte durchfliegen, so atmet die Brust in den Eisgebilden der abgeplatteten Pole. Die Haut ist nur das Futteral für einen innerlich frostigen Eisberg, und statt des warm rindenden Herzbluts fühlt man jetzt in der Brust den Eisberg leise Tropfen auf Tropfen tauen, und das eisige Taumwasser durchsickert den ganzen Körper, erzeugt eine dichtbesetzte Plantage unsichtbarer pridelnder Frostbeulen, bis der weisse Mensch die Beschwerden des schüttelnden Polarclimas dadurch zu beheben sucht, daß er schlimme Alkoholika anwärmt und in das innere Eiswasser gießt. Das soll manch einem helfen, sofern er ausreichend Geld für den umfangreichen Mindestbedarf hat.

Strebt der Kopf zum Äquator, die Brust zum Pol, so wandern die Hände im gemäßigten Klima: es ist ein hübsches Wetter, wo sich Nebelgeriesel auf der einen und Schneefall auf der andern Seite zu einem durchdringenden Regen veröhnt und vereint, und in diesem Flutwind spazieren die riesenden Hände und fluchen mit verzerrten Fingern über den verwünschten Einfall, mit Hilfe der Influenza eine Weltreise zu simulieren.

Es giebt Leute, die dieser Seuche allerlei Vorzüge nachrühmen. Sie ist in der That ein zureichender Entschuldigungszettel für die meisten Unterlassungen. Da jeder Gelegenheit hat, einen echten Fall von Influenza in allen Einzelheiten zu studieren, so wird es einer geschickten Person nicht schwer fallen, sich die Krankheit kunstgerecht anzuempfinden und bei Gelegenheit von dieser Stumpfheit einen zweckdienlichen Gebrauch zu machen. Wenn man zu irgend etwas nicht Lust hat, so entwickelt man die nötigen Symptome, schimpft und jammert, hustet, verschwendet Taschengelder, säuft und unklammert verzweifelt mit der rechten Hand die fiebernde Stirn. Damit ist man gefeit gegen alle Zumutungen und Ansprüche dieser Welt. Fehlt nur noch eine gesetzliche Festlegung, daß die Influenza eine *force majeure* darstelle, die es, wenn sie nachweislich ist, zur Pflicht macht, uns derart zu schonen, daß wir dann weder Steuern, noch Mieten, noch Wechsel bezahlen dürfen. Uebrigens will man bemerkt haben, daß besonders die Staatsmänner, die Minister und Souveräne von der Grippe bevorzugt werden. Ist dies richtig, so könnte man in der Seuche eine List der Natur erblicken, die uns beweisen will, daß die Dinge sich entwickeln, ohne daß man sie regiert. Hat jemand in der letzten Woche den Herrn von Mikow vernimmt? Es ist nichts zusammengeknüpft, kein Staat zu Grunde gegangen, und doch lag der tiefste Kenner der weltpolitischen Fabrikgeheimnisse trübseelig daneben. Gemerkt hat man nur, daß einzelne Staatsmänner *je uenfrei* geblieben waren — wer Herrn Rheimbabens Starke Mann-Meden gelesen hat, der hält es

sogar für ein nationales Unglück, daß die Influenza nicht noch reichlicher dafür sorgt, uns vor der Regiererei gnädig zu behüten.

In ihrer Mischung von Unsinn, Komik und schmerzhafter Lebensgefahr ist die Influenza eigentlich die menschlichste Krankheit. Wenn man pessimistisch denkt, kann man die ganze Menschengeschichte für einen großen Influenzafall halten: eine epidemische Mischung von Unsinn, Komik und schmerzhafter Lebensgefahr. Wie die Menschen im Banne von Vorurteilen sinnlos tauneln, wie sie sich in Unfreiheit und Brutalitäten um die üppigen Gaben des Lebens betriegen, wie ein blöder Aberglaube plötzlich die Welt überfällt, die nun nicht mehr vor ihm loskommen kann, wie die beglückend schöpferische Vernunft gewürgt wird, bis sie schließlich wider sich selbst wüthet — das alles scheint wie die Fieberzuckungen einer Seuche, die unsinnig, komisch und doch zugleich voll qualender, verwüstender Dämoneingewalt ist. Warum? Wozu? Wird sich die Seuche niemals bändigen lassen? Werden die Ärzte der Menschheit niemals das Heilmittel finden?

Und eines Tages steigt doch die Frühlingssonne empor, und vor ihrem lachenden Leuchten verdorrt das Rebelschinggewächs der grünend mörderischen Seuche . . . Wir werden gefunden!

Das sind jetzt die segnenden Tage des Vorfrühlings. Berlin ist keine Schneelandschaft mehr. Die Straßenreinigung hat unter gütiger Mitwirkung der Sonne diese großstädtische Schneelandschaft beseitigt, die mit den einfachsten Mitteln hergestellt war: eine in brauner Schleimuppe schimmernde Asphaltfläche, auf der sich in geraden Reihen in regelmäßigen Abständen grabähnliche Hügel erheben; man könnte diese Hügel schwarz nennen, wenn Schwarz den Grad raffinierten Schmutzes angemessen wiedergeben würde, der in diesen dunklen Grabhügeln angehäuft ist. So müßte ein überrecessionistischer Maler die weltstädtische Schneelandschaft malen: eine feucht glänzende Asphaltstraße, an den Rändern die schlammigen Kothaufen, und neben einem von ihnen ein fimmender Jüngling, der mit einem Stöcklein tief in den Haufen gestochen und nun glücklich an der Spitze des Stöckleins ein weißes Plättchen gewahrt.

Aber solche Winterpoesie ist nun verschwunden. Die Accumulatorwagen haben darum an ihrer Vielseitigkeit eingebüßt. Zwar verstehen sie immer noch, die Menschen mit allem Comfort zu überfahren, sie elektrifizieren, entwickeln Dämpfe, kochen, brennen und entgleisen — indessen sie haben es verlernt, in inponierendem Aufgebot hinter einander stehen zu bleiben und in der Straßenmitte eine doppelte Häuserreihe zu improvisieren. . . .

Der Vorfrühling strahlt. Wie ein Wunder ist er wieder über uns gekommen, jung, blühend und voll Fröhlichkeit. Hat man je zuvor schon gewußt, wie groß die Schönheit der Welt sei, wenn aus bläuheltem Himmel die Fülle reinen Lichtes die in Schimmerchleiern tanzende Luft überzieht! Das ist das ewige Verwandlungswunder der Natur, das immer wieder wie eine unbegreifliche Seligkeit jäh erstekt. Die Frühlingsschmitten, die an der Straße feil geboten werden, scheinen unmittelbar aus dem Zithhorn herabgeossen, mit denen die kindliche Phantasie mild spendende Götter begabt.

Warum verlassen diese thörichten Menschen nicht die dumpfen Arbeitshäuten, die düsternen, kalten Clauen, warum wandern sie nicht hinaus, in hellen Gewändern, und frenen sich in fröhlicher Gemeinschaft der jungen Sonne? Gebietet doch die Natur selbst heute allen fühlenden Seelen Feiertag und Fröhlichkeit! Alle hören sie den lodenden Ruf, und niemand folgt ihm. Nur in eiliger Mittagspause atmen sie hastig ein wenig von der Sonnenluft. Dann frohden sie weiter auf der Galeere der zum Sklavendienst entweihten Arbeit. Der große Feiertag des Vorfrühlings vergeht, unbejubelt.

Vielleicht lebt in dem Karnevalstreiber, wie es im Süden und Westen vollstänlich in diesen Tagen auf die laue und laute Straße drängt, ein wenig von dem Gefühl des Vorfrühlings. Die bunte Kartheit verbrüderd die Menschen, und der erbarmungslose Kampf ums Dasein mildert und verspottet sich zugleich in dem unerhöplichen Spiel erfindungsästiger Rederei. Man schlägt sich mit klatschenden Schweinsblasen, anstatt sich wie sonst mit Klauen und Zähnen zu zerfleischen. Bei uns im Norden aber giebt es nichts dergleichen. Bei uns giebt es nur eingeperrte Maskenbälle und eine ausgefröhene Fröhlichkeit für Leute, die sich wie Cigarren und Weine so auch das Lachen kaufen. Wir haben nur den schnellen Sonnenblick, den wir genießen dürfen, wenn uns die Arbeit für Minuten frei läßt.

Man empfindet an solchen Lichttagen des Naturerwachens und der sich leise ankündigenden innermehlichen Fruchtbarkeit schärfer denn sonst all das Wahnsinnige, das sich die Menschen selbst in das Dasein geschleppt haben. Unter dem milden launeren Farbensplanz des Vorfrühlings begreift man es nicht, warum sich diese Thoren unablässig gegenseitig zerlören, warum sie an Ketten sich zerkeln, die sie selbst geschnüdet, warum sie, statt gemeinsam in Freudigkeit zu schaffen, in ewigen Kriege wüthen, mit Pulver und Blei, mit Hunger und Not. Und während man zum erstenmal die Ansel fingen hört, gedent man schauernd der menschlichen Raubtiere, die aus Nord ausgehen, der Völler, die einander verwüsten, und der Professoren, die uns die Notwendigkeit von alledem beweisen.

Als Kind verspierte ich wohl, wenn die Frühlingssonne wieder emporstieg, die unbegreifbare Luft, hinter die Schule zu gehen. Heute wünschte ich, einmal hinter die Zeit, an die wir geschmiedet, gehen zu können, und zu schauen, wie in erlöster Zukunft die Völler den ersten Strahl der sich erneuernden Natur feiern. — J o c.

Kleines Heuiletou.

— Der verbesserte Umland. Aus Stuttgart wird der „Frankf. Zeitung“ geschrieben: Vor einigen Jahren erfüllte irgend ein Schutrat die Zeitungen mit seinem Pöbel, er hatte aus dem bekannten „In einem kühnen Grunde“ aus Schädlichkeitsgründen das „Lieschen“ entfernt und einen „Dusel“ hineingelegt. Der Mann hat einen würdigen Genossen in einem schwäbischen Pädagogen gefunden, der das Umland Gedicht „Der Schmied“ für die „Fibel für evangelische Volksschulen Württembergs“ zurecht gedichtet hat. Das Umland'sche Gedicht lautet:

Ich hör meinen Schatz,
Den Hammer er schwinget,
Das ränchet, das klingen,
Das dringt in die Weite
Die Glodengeläute
Durch Gassen und Platz.
Am schwarzen Kamin
Da sitzt mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Wälge dann laufen,
Die Flammen aufbrausen
Und lodern um ihn.

Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß dies Gedicht geeignet ist, jünge unschuldige Gemüter in Grund und Boden hinein zu verderben. Glücklicherweise existieren noch Jugendbildner, die derartigen Frevel zu verhindern verstehen. Ein solcher hat auch den unsittlichen Umland in dankenswerter Weise verbessert. In der Fibel heißt es nicht mehr „Ich hör meinen Schatz“, sondern „Ich höre den Schmied“, „Schmied“ und „Platz“ reimt sich zwar schlecht, aber darauf kommt es nicht an, wenn man Seelen retten will. Die zweite Strophe ist noch schöner verballhornt. Sie lautet in der Fibelassung:

Am schwarzen Kamin
Die Gefellen sich mü'h'n,
Und geh' ich vorüber,
Die Wälge dann laufen,
Die Flammen aufbrausen,
Das Eisen zu gläh'n.

So hat die Schultweisheit das sinnfällige poetische Bildchen glücklicherweise zerstört und eine Frage hingestellt. —

— Die Wurzengraber in Tirol. Eine ständige Staffage der einsamen Hochthäler und Almbezirke in Tirol, so heißt es in einer „Stangens Verh.-Bl.“ vorliegenden Korrespondenz von dort, sind die „Wurzengraber“ oder „Enzianklaubler“, Gestalten wie wandelnde Ruinen, braun und verwittert, mit Gesichtern, in denen Sturm und Sommerslut ihre Zeichen eingegraben. Ihre Lebensweise ist auch abenteuerlich genug. Hoch oben auf luftiger Alpenhöhe baut sich der Wurzengraber seine Hütte aus Firselsbaumzweigen und deckt sie gegen Regen und Schnee nordtürlich mit Baumrinde zu. Hier macht er sich wärmendes Feuer, trinkt und schläft er. Küchenzettel und Lagerstätte sind nun freilich recht einfach, desjo prächtiger ist die Umgebung der Hütte. Ringsum prangen im herrlichsten Grün die spigigsten Alpenmatten; von der Ferne hört er das Wimmeln der Gloden grasender Kinder und hellaus jandzt von der Höhe der Kessler. Die Schönheit der Natur kimmert aber den wettergebräunten Kameraden sehr wenig; die blauen und gelben Enzianblüten dagegen sind es, die seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Denn aus den Wurzen dieser Pflanzen wird der hochgeschätzte Enzianbranntwein bereitet; dieselben zu diesem Zweck zu sammeln, das ist das Geschäft des Wurzengrabers. Beim ersten Morgengrauen geht er an seine Arbeit, er klettert auf die gefährlichsten Felsvorsprünge, von denen er sich oft in die Klüfte herabstürzen muß, um große Enzianwurzeln zu finden. Ist die Mittagsstunde da, so dienen ihm ein Stük harter Alpkäse, schwarzes Brot und süßes Wasser als Mahlzeit. Nur selten kommt er am Abend zu seiner Hütte zurück; denn häufig ist er zu weit von derselben entfernt, oft auch übernachtet ihn ein Anwetter. Dann sucht er sich eine nahe Stennhütte oder eine Felshöhle. Die ausgegrabenen Wurzen legt er auf Felsen an die Sonne zum Trocknen, oder trägt sie in Burden in die Hütte. Den Sommer über bleibt er gewöhnlich im Gebirge und streift ein Revier nach dem andern ab. Im Spätherbst bezieht sich der Wurzengraber an seine Sammelplätze, bindet die trockenen Wurzen zusammen, trägt sie in die leere Almhütte als Hauptnahrungsmittel und bringt sie sodann nach und nach zu Thal. Nicht selten tritt während dieser Wanderungen großer Schneefall ein; dann kostet es viele Mühe und Not, sich den Niedrig zu bahnen. Unten im Thal befinden sich die aus Stein gebauten Brennstätten, in denen der ruhige Brenner den sogenannten Enzianer fabriziert; solche Hütten trifft man hauptsächlich im Nöben- und Jungfern-Thal bei Marauk in Stubai und in Sitz im Oberinntal. Hier werden die Wurzen erst noch völlig ausgekocht und dann feingehakt. Die Masse kommt in die „Gärbkufen“, luftdicht verschlossene Kufen, von sechs Fuß Höhe, zur Gärung. Später wird sie in die ebenfalls luftdicht verschlossenen „Brennkufen“ geschüttet und nun beginnt das „Abbrennen“. Zuerst wird „Lutter“ gebrannt, der ansieht wie Buttermilch und noch keinen Alkohol entwicelt. Aus dieser Flüssigkeit wird

dann erst der eigentliche Branntwein gewonnen. Der „Enzianer“ oder „Hochwurzen“ steht bei dem tirolischen Landvolf im höchsten Ansehen. Er ist die wahre Lebensessenz des Kesslers, ein Universalmittel gegen alle Gebrechen und Krankheiten — nur muß man an die heilsame Wirkung so fest und unerschütterlich glauben wie ein alter Tiroler Bauer. Sicher ist, daß der Bitterstoff dieser Wurzen magenstärkend wirkt und der groben und fetten Kost des Kesslers ein Äquivalent bietet. Deshalb pflegt der Alpenbewohner morgens früh und abends, bevor er zur Ruhe geht, ein kleines Gläschen dieses Getränks zu sich zu nehmen. In den Städten und außerhalb Tirols trifft man den „Enzianer“ jedoch selten rein; gewöhnlich verpanscht ihn der städtische Verkaufserlöser und mindert so die heilsame Wirkung. Die besten reellen Enzianbranntweins wird mit 3/2 bis 4 Gulden bezahlt. Der Geruch desselben ist anfangs unangenehm, doch bald gewöhnt man sich an ihn und gewinnt den Trank lieb, besonders den alten, der die Herbheit verliert. Der König des Enziangeschlechts ist der gelbe Enzian, dessen Wurzen daher auch Meisterwurzeln genannt werden. Sie wachsen in mageren Boden-Niederungen; auch findet man sie auf Hohegebirgen und Alpen. Als sehr vornehm gilt auch das Tausendguldenkraut und der blaue Enzian mit dem großen tiefen Kelch. Vor Zeiten, als noch der Enzian auf allen Almweiden massenhaft gefunden wurde, war das Wurzengraben als einträgliches Geschäft sehr in Schwunge. Es existiert auch ein eigenes Wurzengraberfied, welches deren Freuden und Leiden hoch oben in der Bergwelt besingt, wie der Wurzengraber überhaupt eine stehende Figur bei Volksbelustigungen, Bauernkomödien usw. bildet. Jetzt aber ist das Enzianjucken ein armseliger Erwerb; die Enzianwurzeln werden immer seltener und in vielen Gegenden sind sie fast ganz ausgerottet. —

Musik.

Im gewöhnlichen Gang unserer Konzerte kam auch ein fleißiger Besucher noch so viele Musikkenntnisse sammeln: einen verlässlichen Einblick in den geschichtlichen Gang selbst nur der neueren Musik wird er daraus schwerlich schöpfen. Auch historische Konzerte, die ja bei uns — namentlich in weltlicher Musik — leider recht selten sind, würden wohl nur in längerer Reihe und mit kommentarischen jenen Lücke ausfüllen. Hier helfen am ehesten eigene Vorträge. Herr August Wellmer hat das Verdienst, durch seine „Musikalisch-geschichtlichen Vorträge“ diesen Bedarf wenigstens der Themastellung noch zu decken. Als Gegenstand ist gewählt: „Musikalische Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts. I. Ged., Ballade und Legende.“ Wir hörten den zweiten Vortragsabend, der Schumann, Franz und Brahms brachte. Von Herrn Wellmers Verdiensten bleibt auch dann noch manches übrig, wenn wir uns einige Ausstellungen erlauben müssen. Vor allem wird er seiner Themastellung nicht ganz gerecht, indem das, was er bringt, mehr ein poesiengeschichtlicher als ein musikalischer Vortrag ist, mehr literarisch als tonkünstlerisch interessiert. Was alles die „Romantiker“ gegenüber den „Klassikern“ und dann in ihrer Reihe selbst von Stufe zu Stufe an musikalisch Neuen gebracht haben, in Melodie, Harmonie, Rhythmus, Phrasierung, Ausdruck, Begleitung usw., davon hören wir kaum einige Einzelheiten; und die einen großen Teil jedes Abends einnehmenden Deklamationen sind ja erst recht nichts Musikalisches. Ferner faßt der Vortragende den Begriff der Romantiker doch etwas zu weit und zu blaß — werden ja doch später sogar die neuesten Komponisten mit hineingezogen werden; und mit seiner Behandlung der romantischen Dichtkunst mögen Litterarhistoriker abrechnen. Musikgeschichtlich wäre zu beanstanden die kurze Hauptaufgabe, daß Schumann sich an Mendelssohn angeschlossen habe — der Gegenjaß war vielmehr recht beträchtlich; daß Franz der bedeutendste Nachfolger von Bach und Händel in der Polyphonie gewesen sei, würde doch mindestens einer näheren Darlegung bedürfen. Mit Recht sprach sich Wellmer, bei sonstiger Hochachtung vor Brahms, sarkastisch gegen dessen Lieder aus und sagte, daß einem jedes Wort gegen Brahms verdacht werde. Luise Klosser-Müller sang, allerdings mit geringen sinnlichen Mitteln und mit dem Fehler eines Zerpreßens mancher Klänge (zumal einiger Endsilben) zwischen den Zähnen, recht ausdrucksvoll einige gut gewählte Lieder. Schumanns „Löwenbräut“ auch nur einigermaßen heranzubringen ist schon eine schwere Aufgabe; wenn wir hier noch ein Mehr an Vertiefung wünschen, so möchten wir zumal den Begleiter Siegfried Fall ermahnen, nach reicheren Tempowechsel zu drängen, namentlich die Stelle: „Wir waren in Zeiten, die nicht mehr sind...“, noch merklich langsamer zu nehmen. Wanda von Hanstein besorgte die Deklamation. Zwei Sachen von Eigendurst waren zur Charakterisierung des Dichters nicht gut gewählt; Platens „Harmorian“ dürfte einer weiblichen Stimme (von einem oder dem andern falschen Accent abgesehen) nicht recht liegen — jedenfalls wäre hier weit mehr Gewalt des Ausdrucks, selbst hohes Pathos, nötig; Heines Steuerrat kam mit viel Kunst heraus, wie denn überhaupt die Vortragende die Sprachtechnik nicht selbst beherrscht, könnte aber doch etwas weniger gemüthlich genommen werden. Den nächsten Vortragsabenden dürfen wir mit Interesse entgegenzehen.

Ist es ein Vorurteil, wenn ich weiblichen Vertretern der redenden Künste immer mit Jagen entgegenrete, wenn es sich um Werke handelt, die eine Größe des Ausdrucks, eine Vertiefung dessen, was leicht formal bleibt, und eine Gewalt des Rhythmus verlangen?

Beethoven's Klavierkonzerte scheinen mir in diesem Sinn weiblichen Händen nicht recht zu passen, so gern sich diese auch darüber machen. Zudem spielte neulich bei den Philharmonikern Marie Geselschap das noch ziemlich einfache C-dur-Konzert im ganzen recht nett. Auffallend war aber die Steigerung des als Allegro scherzando bezeichneten Tempo des Mondo zu einem ganz andersartigen Hely-Allegro. Grund: der Künstlerin scheint der spezifische, einen scharf geprägten Rhythmus verlangenden Charakter dieses Satzes entgangen zu sein. Diese ganz wesentlich zum Motiv gehörenden scherzhaften Gegenfuge von Legato und Staccato bedürfen einer größeren zeitlichen Breite. Dazu kam, daß auch die, sozusagen didaktische Forderung einer höchstmöglichen Deutlichkeit im Darlegen des Motivs der Spielerin zu wenig bekannt sein dürfte. Man vergleiche nur, um wie viel klarer dieses Motiv vom Orchester herausgebracht wurde. — Denselben Orchester sei seine neuliche gute Aufführung der im allgemeinen bereits bekannten symphonischen Dichtung von R. Strauß „Tot und Verklärung“, die in unserm Mahmen aufscheinend noch nicht gewürdigt wurde, noch eigens angerechnet. Die Komposition, auf einer eigenen Dichtung aufgebaut, ist in dem bekannten Stil solcher Werke gehalten; sie ist reicher an instrumentalen Wirkungen als an Motiven und reicher an verstandesmäßigen Zügen als an solchen der Anschauung und der Gefühls-erregung. Noch eine kleine Frage: warum nehmen die modernen Komponisten, wo sie eine sozusagen überirdische Wirkung der Blech-instrumente brauchen, wie hier bei dem verklärenden Schluß, nicht die so wohlklingenden „Wagnertuben“ zu Hilfe? — sz.

Aus der Vorzeit.

— Zwerghafte Kleinwohner Europas. Von den Funden, die Dr. Rüsch am Schweizerbild bei Schaffhausen machte und die zum größten Teil im Schweizerischen Landesmuseum aufgestellt sind, machten unter den Anthropologen besonders einige menschliche Skelette von abnormer Kleinheit Aufsehen. Professor Kollmann in Basel legte dieselben verschiedenen Naturforscher-versammlungen vor. Ueberall überzeugte man sich, daß man es da mit Skeletten von ausgewachsenen, aber überaus kleinen menschlichen Individuen (140 Centimeter) zu thun habe. Auf ausgewachsene Menschen deuteten die abgenutzten Zähne hin, dazu lieferte die Radiographie den Nachweis, daß das keine verkorpelten Knochen von Zwergen, sondern vollkommen ausgebildete sind. Allein diese Funde aus neolithischer Zeit blieben vereinzelt, und die Ansicht Kollmanns, daß es Skelette von Kleinwohnern seien, stand daher etwas in der Luft. Nun hat aber, wie der „N. Z. B.“ geschrieben wird, Rüsch einen andern Fund ans Licht gezogen, der jene Ansicht bestätigt. Im Jahre 1847 hatte der seither verstorbene Dr. v. Mandach in der Nähe des Schweizerbildes, im Dachsenbühl, eine Höhle ausgegraben und dabei eine Grabstätte von 150 Centimeter Länge entdeckt. Der Inhalt jenes Grabes, ein Skelett, blieb in einer Schieblade des kleinen Schaffhausener Museums verborgen, bis ihn Rüsch aufs neue entdeckte, und seither überzeugten sich die Anthropologen, denen die Reste vorgelegt wurden, daß hier ein neuer Fund von wirklichen Pygmäen vorliege. Alle Zweifel über das Bestehen einer früheren Zwergrasse sind damit beseitigt; auch stimmen neue Funde in den Pyrenäen mit denen am Schweizerbild und im Dachsenbühl überein. Die Berichte Homers und Herodots, die alten Sagen von Zwergen, die in Bergen und Wäldern hausen, haben dadurch einen naturhistorischen Hintergrund erhalten. —

Geographisches.

— Ein ehemaliger Pampas-See. Die oberste Gletscherschicht des weiten Gebiets des Platalhals, in dem sich die Pampas ausdehnen, bildet eine 6 bis 30 Meter mächtige Lage von rötlich-gelber, hellplastischer Thonerde, die, wie die Wölkenschrift „Mutter Erde“ erzählt, in wechselnden Mengen ein wenig Sand und Spuren von Titanen und Olivin enthält. Ueberall trifft man in diesem Gelände mergelartige, bisweilen geschichtete und von Kalkknoten erfüllte Felsen, unter die die Thonerde eintaucht, und deren Ursprung wahrscheinlich in den die Thonerde unterlagernden und die Flußbetten tragenden Kalksteinschichten zu suchen ist. Die Pampas sind gänzlich frei von Steinen und Kieseln. Ihre Thonerde wird im allgemeinen um so sandiger, je mehr man nach dem Westen kommt. Gips, kohlensaurer Kalk und feiner vulkanischer Schutt findet sich häufig. Die ganze Pampasformation bildete, wie Georg Carl Church in einem vor der Britischen Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage darlegte, einst ein großes Binnensee, das südlich von Uruguay mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung stand. Dieser Pampas-See war 2400 Kilometer lang und über 600 Kilometer breit und bedeckte ein Areal von mehr als 1 500 000 Quadratkilometer, war also etwa 2/3 so groß wie das Mittelmeer. Wie dieses das Schwarze Meer, so besaß der Pampas-See den Majos-See, eine etwa 300 000 Quadratkilometer große Wasserfläche, die nur durch eine kanalartige Enge mit dem Pampas-See zusammenhing. Der Sumpf von Karahes am oberen Paragua und das ehemalige Delta des Paraná mit den Lagunen sind als Reste der einstigen Seefläche anzusehen, während in der Salina Grande ein früherer Inlandfjord zu erblicken ist. Die Entstehung dieses Flachsees hängt mit der von West nach Ost drückenden Auffaltung der Alpen zusammen. Die Masse des am Boden des Pampas-Sees abgelagerten Schlammes schätzt Georg Carl Church auf 15 600 Kubikkilometer und nimmt die dazu erforderliche Zeit auf 70 000 Jahre an. —

Physikalisches.

— Wie entsteht der Durst? Je mehr die Physiologie, die Lehre von den Körperverrichtungen, vorschreitet, je mehr man vor allem die Thätigkeit der überall im Körper verzweigten Nerven kennen lernt, um so mehr stellt es sich heraus, daß sehr viele Empfindungen, die bisher als einfache Gefühle gegolten haben, durch einen ganz bestimmten nervösen Vorgang bedingt sind. Von diesem Standpunkt aus untersucht Professor Oppenheimer in seinem Buche „Physiologie des Gefühls“ die Entstehung des Durstes. Danach wird das Gefühl des Durstes in letzter Linie durch eine Verarmung des Blutes an Wasser bedingt, die entweder infolge zu geringer Einfuhr oder zu reichlicher Abgabe von Wasser entstanden ist. Eine besonders starke Wasserentziehung findet nun in einer Luft statt, die im Verhältnis zu ihrer Temperatur zu wenig Wasserdampf enthält. Wird eine solche Luft eingeatmet, was z. B. im Sommer oft der Fall ist, so entzieht sie dem Körper zu ihrer eigenen Sättigung Wasser, und zwar besonders aus den Teilen, mit denen sie zuerst in Berührung kommt, d. i. in erster Linie Schlund und Mundschleimhaut. Hier tritt Wasserverarmung des Blutes ein und damit eine Reizung der Nerven an diesen Stellen. Von den Nerven wird dann der Reiz weiter geleitet und gelangt in das Gehirn, wo er das Gefühl des Durstes entstehen läßt. Gleichzeitig damit wird durch andre Nervenfasern, die von jenen Stellen kommen, das bekannte lästige Gefühl erweckt, mit dem der Durst verbunden ist und das sich schließlich bis zum Schmerz steigern kann. Hierin unterscheiden sich Durst und Appetit. Bei letzterem haben wir nur das Gefühl der Leere im Magen ohne eigentliche schmerzhaft empfindungen; der Durst hingegen wird so lästig, daß er sogar das Gefühl des Brennens hervorruft. Dieser Unterschied beruht auf nervösen Einflüssen. Denn der Appetit wird vom Magen aus vermittelt, und in dessen Schleimhaut finden sich nicht jene oben erwähnten Fasern, die dem Gefühl der Lust oder Unlust dienen und die im Schlunde, dem Sitze des Durstes, so reichlich vorhanden sind. —

Humoristisches.

— Zur Hebung des Fremdenverkehrs. ... Über, Herr Wirt, es sollte hier in dieser herrlichen Gegend doch etwas zur Hebung des Fremdenverkehrs geschehen!
 „Ja, ich hab' g'rad zu meiner Frau gesagt: so 'u berühmter Mann, wie der Herr Professor sollt' halt amal bei uns abstürz'n!“ —

— Vernichtende Kritik. ... Und was halten Sie von dem Advokaten?“
 „Um! Er gewinnt Prozesse, die man nicht gewinnen darf!“ —

— Umschrieben. A.: Ich sage Ihnen, der Gesangunterricht meiner Frau hat mir über 3000 Mark gekostet — selbstverständlich das eingerechnet, was ich während der Unterrichtsstunden im Wirtshaus verzehrt habe! — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Die Oedipus-Aufführung des Akademischen Vereins für Kunst und Litteratur findet Mittwoch, den 28. Februar, nachmittags 3 1/2 Uhr, statt. —

— Das Ballett „Aschenbrödel“, zu dem Johann Strauß kurz vor seinem Tode die Musik geschrieben, gelangt im Herbst im Berliner Opernhause zur ersten Aufführung. —

— Einen Recitationsabend zu Gunsten der Bergarbeiter hat eine Anzahl junger czechischer Dichter mit künstlerischem und materiellem Erfolg in Prag veranstaltet. —

— Eine Kommission zur Hauptprüfung von Nachmittelsmittel-Chemikern ist an der Universität Jena eingesetzt worden. —

— Eine Gesamtausgabe der Werke Björnsterne Björnsons in 50 Hefen erscheint gegenwärtig bei Gyldenal in Kopenhagen. —

— Prof. Alexander Lilla ist an der Universität Glasgow wegen eines boerenfreundlichen Artikels, den er in einem Berliner Wochenblatt veröffentlicht hat, von Studenten überfallen und thätlich beleidigt worden. —

— In New York starb im Alter von 80 Jahren Benjamin Wood, der Herausgeber der „Daily News.“ —

— Die amerikanische Universität Wyoming plant die Gründung eines „Herbariums des Felsengebirges“; sämtliche Pflanzen des durch seine Schönheit wie durch seine Eigenart berühmten Gebirges sollen darin gesammelt und dem Publikum zugänglich gemacht werden. —